

## **Heimatgeschichtlicher Beitrag**

Den nachfolgenden Beitrag hat uns Frau Helene (Lenchen) Laake geb. Teich zur Veröffentlichung geben. Wir kommen ihrem Wunsch gerne nach, zumal das Thema gerade in der heutigen Zeit, mit dem Strom von Flüchtlingen aus Syrien und weiteren gefährdeten Ländern, höchste Aktualität besitzt. Im Gegensatz zu diesen Menschen, die vor Krieg und Gewalt fliehen, wurde Familie Teich aus ihrer alten Heimat vertrieben. Frau Laake beschreibt in anschaulicher Weise die Lebensverhältnisse in ihrer alten Heimat, die Vertreibung und das Leben in ihrer neuen Heimat Gieboldehausen.

### **Gerhard Rexhausen**

Geschichtswerkstatt des HVV

## **Unser Leben in Schlesien und Niedersachsen**

### **Von Lenchen Laake**

#### **Kapitel 1: „Familie & Kindheit in Schlesien“**

Am 23. April 1934 wurde ich als erstes Kind von Adolf und Anna Teich, geborene Wagner, in dem kleinen Ort Hagental in Schlesien geboren. Mein Bruder Josef kam am 13. Juli 1935 zur Welt, meine Schwester Elisabeth am 6. Februar 1937 und Edeltraud am 16. Februar 1941.

Wir Kinder, die Eltern und Oma Teich, geborene Schaffer, sind auf dem Windmühlenberg aufgewachsen. Wir hatten eine Windmühle und eine kleine Landwirtschaft von ungefähr 30 Morgen Land. Auf meine Kindheit kann ich mich nicht mehr viel besinnen. Gespielt habe ich nicht viel, daran erinnere ich mich. Viel lieber bin ich im Sommer mit den Erwachsenen aufs Feld gegangen oder habe mich um unsere Tiere gekümmert. Wir hatten ein Kalb, das wir vor den Handwagen spannen konnten. Papa hat ihm ein Geschirr gemacht und das ging alles gut aus. Im April 1940 kam ich in die Schule. Ich ging sehr gern zur Schule - die Sommerferien kamen mir mit ihren 6 Wochen unendlich vor.

Am 1. September 1939 brach der 2. Weltkrieg aus. Papa musste gleich in den Krieg. Das war ein großer Schock für uns alle. Aber der Bürgermeister hat sich bemüht, den Papa frei zu bekommen. Wie sollte Mama allein mit uns vier Kindern und der Oma auf dem Windmühlenberg die Landwirtschaft bestellen. Und die Mühle musste ja auch betätigt werden, wenn der Wind ging. Die Kriegsjahre waren nicht einfach für uns. Uns Kindern wurde eindringlich aufgetragen, nichts von dem weiterzugeben, was zu Hause erzählt wurde. Meine Eltern und auch Oma waren 'Antihitler'. Wäre etwas von ihren Gesprächen nach außen gedrungen, so hätte man sie abgeholt und wir hätten sie nie wiedergesehen.

Sonst ging es uns so einigermaßen. Immerhin waren wir Selbstversorger und brauchten deshalb keinen Hunger leiden. Bedrohlich wurde es im Herbst 1944. Die Front kam immer näher. Vor den Weihnachtsferien bekamen wir in der Schule Gasmasken, die nach den Ferien ausprobiert werden sollten. Doch dazu kam es nicht mehr. Wir sind nach Weihnachten nicht mehr zur Schule gegangen. Von Dezember 1944 bis August 1946 hatten wir keinen Unterricht mehr. Jetzt begann eine schlimme Zeit für uns. Die Front war so nah, dass wir Tag und Nacht die Kanonenschüsse hören konnten. Die Geräusche der nahen Kriegsgefechte jagten mir große

Angst ein. Am 8. Mai 1945 kamen die Russen. Im Dorf gab es nur noch ein paar Leute, alle anderen waren geflüchtet. Auch wir sollten nicht allein oben auf dem Windmühlenberg bleiben, drängten besorgte Dorfbewohner meine Eltern und Oma. So suchten wir uns ein leerstehendes Gehöft und zogen ins Dorf. Jetzt lebten wir bei Kuppes auf dem Hinterdorf. Dort überraschten uns am 8. Mai die Russen und jagten uns Kindern einen Riesenschrecken ein. Sie haben uns aber nichts getan. Am selben Tag wurde der Dorfbäcker erschossen, weil die Russen in seinem Haus eine SA-Uniform gefunden haben. Unser Papa und Herr Kuschel haben von Tischler Vogt einen Sarg geholt und den Bäcker auf dem Friedhof bei der Kirche begraben.

Von 1945 bis 1946 haben wir unter den Russen und den Polen viel erleben müssen. Nachts wurde uns ein Stück Vieh nach dem anderen vom Hof geholt und auch andere für uns wichtige Gegenstände wurden aus unserem Haus geholt. Wir mussten alles stillschweigend erdulden. Wer sich wehrte, wurde verprügelt oder sogar totgeschlagen. So lebten wir in ständiger Angst vor Plünderern. Einmal mussten wir erleben, wie ein Pole unseren Vater erschießen wollte. Oma rief uns zu: "Kinder, schreit! Schreit, so laut ihr könnt". Das haben wir auch getan und tatsächlich kam ein Russe und hat den Polen aufgehalten. Papa war gerettet!

## **Kapitel 2: „Vertreibung unserer Familie am 29. Mai 1946“**



Ein Jahr unter russischer und polnischer Herrschaft - unter schweren Strapazen wurden wir im Mai 1946 ins Ungewisse vertrieben.

Unseren Hof und die Windmühle mussten wir verlassen. Mein Vater und mein Bruder gingen ein letztes Mal die Ställe ab. Ich brachte es nicht übers Herz. So glücklich war ich gewesen, als eine unserer Kühe Zwillingssäbchen zur Welt brachte. Endlich hatten wir wieder mehr Vieh im Stall, nachdem die Russen und Polen uns fast alles geraubt hatten. Wenn schon mir, als Zwölfjährige, der Abschied von Haus und Hof so schwer fiel, wie musste es dann meinen Eltern und Großeltern zumute sein, die ihre Heimat verloren und alles, was bisher ihr Leben war. Selbst heute kommen mir noch die Tränen, wenn ich davon erzähle. Damals brachte uns ein Pole mit unserem Pferd und Wagen und dem, was wir tragen konnten, nach Ottmachau zum Schützenhaus. Selbst von dem Wenigen, was wir hatten, nahmen sich die Polen das meiste. Meine Mutter hatte den Mut, den Plünderern hinter ihrem Rücken die uns gestohlenen Sachen wieder wegzunehmen und sie zurück auf unser Häufchen zu packen. Kaum auszudenken, was passiert wäre, wenn man sie dabei erwischt hätte. Es kamen immer mehr Menschen auf den Schützenplatz. Die Nacht verbrachten wir mit mehr als hundert Leuten im Schützenhaus. An Schlaf war allerdings bei all dem Jammern und Weinen nicht zu denken.



Am nächsten Morgen wurden wir zum Bahnhof getrieben und dort auf Viehwagen verladen. Nach 8-tägiger Reise kamen wir in Unterlüß nahe Lüneburg an. Dort wurden wir aufgeteilt. Für uns ging es im Personenzug weiter bis nach Duderstadt. Nach einer Übernachtung in der dortigen Volksschule wurden wir untersucht und dann, am 3. Juni, im LKW nach Gieboldehausen verfrachtet. Vor dem Bauernhof von Karl Gerhardy (heute Marktplatz mit

Gänsehirschenbrunnen) wurden wir abgeladen und warteten dort schicksals ergeben.

Manchen wurde gleich eine Wohnung zugewiesen. Nein, als Wohnung konnte man es nicht bezeichnen. Eher eine miese Kammer fast ohne Möbel. Wir wurden, zusammen mit anderen, erst einmal ins Jugendheim gebracht und dort für eine Nacht einquartiert. Nach dem schweren Schicksal der Vertreibung und den qualvollen letzten Tagen sehnte sich jeder von uns nach Ruhe. Die Menschen in dem großen Saal schliefen bis früh in den Morgen. Für viele war es die erste Nacht, in der sie wieder ihre Beine ausstrecken konnten. Die meisten hatten in den Viehwaggons die Tage und Nächte hockend auf ihrem armseligen Bündel verbracht. Am nächsten Morgen brachten uns Schwestern und deren Helferinnen das Frühstück. Das Mittagessen wurde bei Reimanns im großen Kessel gekocht. Jeder von uns durfte sich etwas davon holen. Wer noch ein Gefäß oder Besteck besaß, konnte sich glücklich schätzen.

In den nächsten Tagen wurden immer mehr Familien untergebracht. Wir bekamen eine 22 Quadratmeter große Wohnung für 7 Personen. Das Mobiliar bestand aus drei Bettstellen, einem Tisch, vier Stühlen, einer Kommode und einem Herd. Strohsäcke bekamen wir von der Gemeinde. Kein Holz, keine Kohle. Aus dem Wald, der wie leergefegt war, wurde jedes noch so kleine Stöckchen eingesammelt. Was man fand, musste auf dem Rücken nach Hause getragen werden. Unser Vater konnte sich einen Handwagen borgen, was wirklich nicht selbstverständlich war.

Wie gern hätten wir einmal Kartoffeln gegessen, aber niemand wollte betteln gehen. Bis ich mir ein Herz fasste und von Haus zu Haus ging, um nach Kartoffeln zu fragen. Beim fünften Haus, an dem ich anklopfte (es war bei Schuster Burchhardt) gab mir die Frau tatsächlich eine Tasche voll Kartoffeln. Ich war so glücklich, dass ich mit meiner 'Beute' sofort nach Hause lief, um sie meiner Mutter zu zeigen. Ihre erste Frage war, "Hast du gefragt, was sie kosten?" Das hatte ich vor lauter Freude vergessen. Nicht einmal bedankt hatte ich mich. Meine Mutter ging sofort los, um die Kartoffeln zu bezahlen. Frau Burchhardt wollte davon aber nichts wissen. "Das ist schon gut", sagte sie, "das Mädchen hat sich ja so gefreut." Ja, es gab noch Menschen, die Herz hatten.

Der Vater bekam dann Arbeit auf dem Bauernhof bei Adam Döring. Was war das für ein großes Glück. Jeden Abend brachte er einen Liter Milch mit nach Hause. Wir holten Vater jeden Abend ab und bekamen, mit etwas Glück, noch einen Teller Suppe.

Waren unsere Schuhe kaputt, gab es keine neuen. Jeder Schuster musste so und so viele Familien aufnehmen, um die Schuhe zu reparieren. Wir hatten Glück. Als Schuhmacher Burchhardt meine Mutter mit uns vier Kindern sah, erbarmte er sich und nahm uns auf. Trotzdem wurden unsere

Schuhe immer schlechter. Ich erinnere mich, dass wir im November bei Frost mit Holzklapperlatschen ohne Strümpfe zur Schule gingen. Eine Uhr hatten wir auch nicht. Wir wussten nie, wie spät es war. Wenn der Wind günstig stand, hörten wir die Kirchturmglocken und konnten so die Uhrzeit schätzen. Als unser Vater Arbeit bei Winter in der Fassfabrik bekam, war das mit der Pünktlichkeit gar nicht so einfach. Arbeitsbeginn war um 6 Uhr. Manchmal war Vater schon um 5 Uhr dort, manchmal kam er zu spät. So ging es auch uns Kindern mit der Schule. Bis unsere Nachbarin, Frau Kantelhardt, uns eines Tages einen Wecker brachte. Wir waren alle überglücklich.

Auch ich hatte großes Glück. Mit 12 Jahren durfte ich auf zwei Kinder aufpassen und bekam dafür Abendbrot und jeden Samstag ein Körbchen mit Kartoffeln und Gemüse. Dazu noch ein Kleidungsstück, was für mich passend gemacht wurde. Einmal bekam ich sogar ein paar alte Schuhe. Sie passten zwar nicht richtig, aber es waren Schuhe! So brauchte ich im Winter nicht die Klapperlatschen anzuziehen. Nach den Sommerferien wurden wir in der Schule eingegliedert. Die meisten waren ein bis zwei Jahre zurück, denn uns fehlten ja fast 2 Jahre Unterricht. Wir hatten es wirklich schwer: kein Schulranzen, keine Bücher, kein Schreibzeug. Geschrieben wurde auf Zeitungspapierblätter und auf jedes Stückchen Papier, was weiß war. Manchmal schenkten uns die Dorfkinder ein Blatt Papier, was für uns etwas ganz Besonderes war. Geschrieben wurde mit Bleistift, weil man die doch ab und zu kaufen konnte.

Ährenlesen und Kartoffeln 'stoppeln' gehörte mit zu unseren täglichen Aufgaben, um den Brotbestand aufzubessern. Leicht war das nicht, oft genug wurden wir vom Feld gejagt. Glück hatten wir, als der alte Jörg Hobrecht uns sagte, dass er ein Feld mit Weizen abfahren würde. Wir konnten dann hingehen und die Ähren aufsammeln. An diesem Tag haben wir ganz viel geschafft! Brot wurde am Montag für die ganze Woche gekauft. Je älter es wurde, je weniger wurde gegessen. Sonntags gingen die Eltern mit uns spazieren, weil wir nicht auf die Idee kommen sollten, zu Hause zu bleiben und Brot zu fordern. Das Ergebnis war jedoch, dass wir nach einem langen Spaziergang abends mit einem solchen Bärenhunger nach Hause kamen, dass dadurch nichts eingespart wurde. Es dauerte deshalb nicht lange bis die 'Sparmaßnahme' wieder eingestellt wurde.

Es war auch nicht immer leicht, mit den Einheimischen auszukommen. Ausgerechnet die Leute, die selbst wenig hatten, hatten für die Vertriebenen etwas übrig. Meiner Mutter ist es einmal übel ergangen. Als sie beim Bäcker einkaufen war, musste sie ihre Tasche öffnen und vorzeigen. Der Bäcker, der in den Laden kam, meinte, sie hätte sich etwas eingesteckt. Dabei war das gar nicht möglich. Vor dem Ladentisch gab es nichts und dahinter stand die Verkäuferin. Der Vorfall hat meine Mutter schwer getroffen und gekränkt.

Nach und nach besserte sich die Lage.

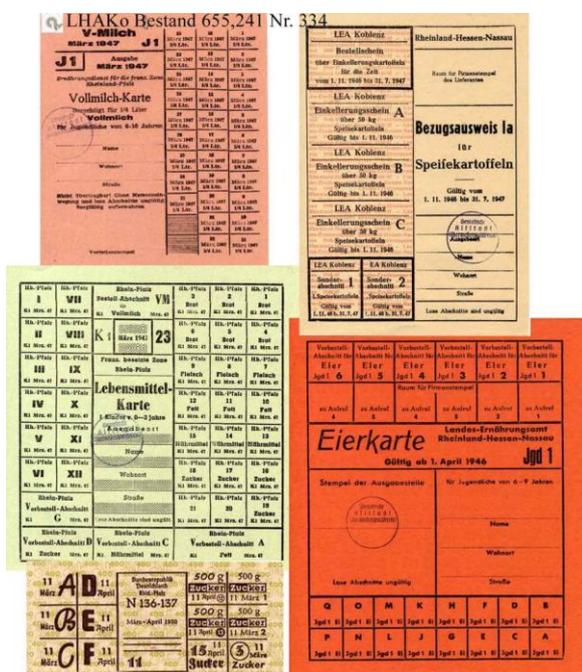
Die Mutter wurde von den Bauern angesprochen, mit aufs Feld zu gehen, um Rüben zu hacken und Kartoffeln zu roden. Auch gab es von der Gemeinde 1 Ar Gartenland zu pachten. Einen Teil davon hat der Vater noch urbar gemacht - es war ein Schuttloch.

Mit den Möbeln war es auch so eine Sache. Ein Bett für uns vier Kinder, ein Bett für die Eltern und die Oma auf dem Feldbett. Die Kleidungsstücke wurden an einen Nagel gehängt, der in die Wand geschlagen wurde, bis wir irgendwann einmal einen Schrank bekamen. Die Waschwanne musste man sich von der Gemeinde leihen, damit man sich wenigstens waschen konnte. Die

Wäsche wurde in einem großen Topf gekocht und dann in der Wanne ausgewaschen. Es gab eine Waschschüssel, damit wir uns jeden Morgen waschen konnten. In derselben Schüssel wurden dann Klöße gemacht, Salat und Kartoffeln geputzt, und alles andere. Ein Marmeladendeckel diente als Backblech. Aus Holunderbeeren und Möhren wurde Marmelade gekocht. Unser Brotaufstrich bestand aus Mehl, Zwiebeln und Wasser, abgeschmeckt mit Salz. Bratkartoffeln wurden mit schwarzem Kaffee, statt mit Fett gebraten.

Der erste Winter 1946 - 1947 war sehr kalt. Im Herbst gab es pro Person 2 Zentner Einkellerungskartoffeln. Eigentlich eine schöne Menge; immerhin 16 Zentner für inzwischen 8 Personen. Unsere Tante Martha war noch dazu gekommen. Die Kartoffeln haben wir - mit Mutter musste immer ein Kind mit - mit dem geliehenen Handwagen vom Kornhaus nach Hause geholt. Dann kamen sie in den Keller, der nicht frostsicher war. In dem besagten kalten Winter sind uns fast alle Kartoffeln erfroren. Einen Zentner haben die Eltern gerettet, indem sie sie in der Wohnung unter das Bett geschüttet haben, in dem wir schliefen. Von da an gab es jeden Tag gefrorene Kartoffeln. Wir Kinder waren immer glücklich, wenn wir eine von den süßen Kartoffeln erwischten. Die meisten Kartoffeln waren so gefroren, dass sie schwarz waren. Sie wurden aber trotzdem gekocht und gegessen. Nach Kartoffeln haben sie nicht mehr geschmeckt, aber krank ist niemand davon geworden. Sonntags gab es immer die Kartoffeln von unterm Bett. Daraus wurden Klöße gemacht, das war ein Festtagsessen! Ein Pfund Schmorbraten, Klöße und ordentlich viel Soße für 8 Personen. Montags gab es dann noch Soße, allerdings wieder mit den schlechten Kartoffeln.

Eine schlimme Zeit war es, als unsere Mutter ins Krankenhaus musste. Sie hatte eine Lungenentzündung. Schwester Elli kam dann auch noch ins Krankenhaus. Wegen Unterernährung. Beide haben ungefähr 5 Wochen im Ursulinenkloster in Duderstadt gelegen. Der Vater ist jeden Sonntag zu Fuß nach Duderstadt gegangen, um sie zu besuchen. Man konnte auch mit dem Zug fahren, aber das Geld musste gespart werden. Ein paar Mal hat sich Vater von Luise Sommer das Fahrrad für den langen Weg geborgt. Und ich bin einmal in der ganzen Zeit mit dem Zug ins Krankenhaus gefahren. Mehr war nicht möglich, das wäre zu teuer gekommen. In der ganzen Zeit hat Oma den Haushalt versorgt. Ich war Kindermädchen bei Bodes und habe mich abends zusammen mit Papa um unseren kleinen Garten gekümmert.



Auch das Milchholen in der Zeit war mühsam. Es gab ja Lebensmittelkarten und die Marken verfielen, wenn nicht jeden Tag Milch geholt wurde. Man musste immer Schlange stehen, manchmal ein bis eineinhalb Stunden. Wenn ich morgens nicht früh genug da war, musste ich lange warten und kam dann zu spät in die Schule. Da gab es vielleicht Ärger! Ich musste entweder nachsitzen oder Strafarbeiten machen. Somit ist uns manch Liter Milch verloren gegangen. Ich wollte ja nicht jeden Tag zu spät zur Schule kommen. Wie froh war ich, als unsere Mutter aus dem Krankenhaus kam und das alles wieder selber machen konnte! So gewöhnten wir uns allmählich an das neue

Leben in der Fremde. Der Kontakt zu den Einwohnern wurde immer besser. Wir Großen waren mit der Schule fertig. Mein Bruder bekam eine Müllerlehre in Ebergötzen. Ich hätte auch gern einen Beruf erlernt, hatte aber weniger Glück. So bin ich im Haushalt gewesen und habe dafür für mein späteres Leben viel gelernt.

Inzwischen sind wir Niedersachsen geworden.

Unsere schlesische Heimat  
und die Kindheit in Schlesien  
haben wir nie vergessen.

**Von Lenchen Laake**